

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24617-1

Copyright © Philipp Blom, 2014

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München 2014

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



**MIX**

Papier aus verantwortungsvollen Quellen

**FSC® C014889**

Eine Zeit bricht zusammen. Eine tausendjährige Kultur bricht zusammen. Es gibt keine Pfeiler und Stützen, keine Fundamente mehr, die nicht zersprengt worden wären. [...] Die Welt zeigte sich als ein blindes Über- und Gegeneinander entfesselter Kräfte. Der Mensch verlor sein himmlisches Gesicht, wurde Materie, Konglomerat, Tier, Wahnsinnsprodukt abrupt und unzulänglich zuckender Gedanken. [...] Maschinen entstanden und traten anstelle der Individuen [...] Turbinen, Kesselhäuser, Eisenhämmer, Elektrizität ließen Kraftfelder und Geister entstehen [...] Eine Welt abstrakter Dämonen verschlang die Einzeläußerung, verzehrte die individuellen Gesichter in turmhohen Masken, verschlang den Privatausdruck, raubte den Namen der Einzeldinge, zerstörte das Ich und schwenkte Meere von ineinandergestürzten Gefühlen gegeneinander.

Hugo Ball, 1917



Für Rudi, Barbara und Tanja  
Und für alle Freunde, ohne die Wien nicht mein Wien wäre



# Inhalt

Einleitung 11

- 1918 Shell Shock 31  
1919 Ein poetischer Staatsstreich 55  
1920 Die Fuselnation 79  
1921 Das Ende der Hoffnung 105  
1922 Renaissance in Harlem 126  
1923 Jenseits der Milchstraße 146  
1924 Mehr als Wirklichkeit 169  
1925 Ein Affentheater 193  
1926 Metropolis 216  
1927 Ein Palast in Flammen 243  
1928 Boop-boop-a-doop! 268  
1929 Die magnetische Stadt 290  
1930 Lili und der blaue Engel 310  
1931 Die Anatomie der Liebe in Italien 332  
1932 Holodomor 353  
1933 Pogrome des Intellekts 370  
1934 Danke, Jeeves 392  
1935 Route 66 410  
1936 Schöne Körper 438  
1937 Der Krieg im Krieg 460  
1938 Epilog: Bleib bei mir, Herr 491

Anhang

- Dank 511  
Anmerkungen 513  
Literatur 525  
Bildnachweis 553  
Personenregister 562



## Einleitung

Am 10. August 1920 um halb zehn Uhr morgens betraten die 37-jährige Sängerin Mamie Smith und ihre Musiker ein Aufnahmestudio in der Nähe des Times Square in New York. Um den großen Trichter des Aufnahmeegeräts gedrängt, begannen sie sich improvisierend zum *Crazy Blues* hinzuspielen, einem Song, der für diesen Anlass geschrieben worden war. Wieder und wieder spielten sie, erfanden neue Riffs und verfeinerten das Arrangement. Der Pianist der Session, Perry Bradford, schrieb später: »Als wir zur Einleitung kamen und Mamie zu singen anfang, gab es mir den Kick meines Lebens, Johnny Dunns Trompete diesen träumerischen Blues stöhnen zu hören, Dope Andrews vollführte auf seiner Posaune erdige Glissandi, während Ernest Elliott sie mit seiner Klarinette umspielte und Leroy Parker auf seiner Fiedel die Melodie mitspielte.«<sup>1</sup>

Der Blues handelte – wie könnte es anders sein – von enttäuschter Liebe. *He don't treat me right*, sang Smith mit ihrer energischen Altstimme durch das Gleiten, Seufzen und Stöhnen von Klarinette, Geige, Trompete, Posaune und Klavier hindurch, alles beschwingt von reichlich vorhandenem geschmuggeltem Gin mit Brombeersaft. Nach dreizehn Takes und acht Stunden Arbeit waren die Musiker endlich zufrieden mit dem Resultat. Sie waren müde und glücklich, in einer kollektiven Trance. Sie verbrachten den Abend bei einem Teller Bohnen mit Reis in Mamies Wohnung.

Smith hatte schon in jungen Jahren das schäbige Viertel von Cincinnati verlassen, aus dem sie stammte, sie hatte sich eine gewisse Reputation in Harlems Vaudeville-Theatern erarbeitet und war in Bars und dann in illegalen Speakeasies aufgetreten – in den USA herrschte Prohibition. Es war ein riskantes Leben, aber es hatte seine guten Seiten. Ihre ausdrucksvolle, dunkle und flexible Stimme machte sie schon bald unter musikliebenden Barbesuchern populär, und schließlich interessierte sich sogar das große Victor-Plattenlabel für sie. Eine Aufnahme kam nie zustande, offiziell aus künstlerischen Gründen, aber tatsächlich wohl aus Angst. Smith war





Mamie Smith

Afroamerikanerin, und Kunden in den Südstaaten hatten die Plattenfirmen wissen lassen, dass sie ihre Produkte boykottieren würden, wenn sie es wagen sollten, Schwarze nicht nur spielen zu lassen, sondern auch noch ihre Namen zu drucken. Schließlich fand sich aber doch eine kleinere Firma, die OKeh Phonograph Company, die sich entschloss, den Drohungen zu trotzen und Mamie eine Chance zu geben. Ihre erste Aufnahme, *That Thing*

*Called Love*, spielte sie am St. Valentinstag 1920 mit einer Band aus weißen Musikern ein, eine Kompromisslösung. Kein anderer Afroamerikaner hatte je zuvor einen Bluesong kommerziell aufgenommen.

*That Thing Called Love* wurde ein Erfolg, und für die Aufnahmen der zweiten Platte durfte Smith mit ihrer normalen Band spielen. Als sie von dieser Entscheidung hörte, hatte sie vor Freude zu tanzen begonnen. Nun, nach einer langen Session, war *Crazy Blues* fertig. In einem einzigen Monat wurden allein in Harlem 75 000 Exemplare davon verkauft. In den ganzen USA übertrafen die Verkäufe schon bald eine Million, eine historische Leistung, nicht nur für eine schwarze Künstlerin. Einzig der Star tenor Enrico Caruso und der Hit *Swanee* von Al Jolson hatten in diesem Jahr mehr umgesetzt.

Was Mamie Smiths Erfolg aber wirklich phänomenal machte, war die Tatsache, dass, wie die Angestellten der Plattenläden berichteten, sowohl weiße als auch schwarze Haushalte *Crazy Blues* kauften. Etwas Neues war geschehen.

Die Carusos und Jolsons dieser Welt, die klassischen Sänger und die Broadway-Stars, hatten ein populäreres Repertoire in das Leben von Millionen von Plattenkäufern gebracht, aber trotz der noch immer primitiven Aufnahmebedingungen waren die Arrangements auf diesen Platten so kontrolliert und so wohlgeordnet wie Al Jolsons brillantinesättigtes

Haar. Smith war nicht nur eine Schwarze; ihre Stimme kommunizierte direkte, unpolierte Emotionen. Eine ganze Klasse, eine ganze Kultur fand Ausdruck darin. Sie kombinierte das Bellen der Straßenverkäufer und die vokale Wut der Wäscherinnen mit dem Leiden von Jahrhunderten der Unterdrückung und der ungebrochenen Lebenslust einer jungen Frau. Es war nicht das erste Mal, dass die Stimme einer populären Sängerin so unfrisiert und sexy klang, aber nie zuvor war so etwas professionell aufgenommen und in ganz gewöhnlichen Plattenläden verkauft und von Zuhörern aus der Mittelschicht wahrgenommen und bewundert worden. Die Stimme der schmutzigen, ärmlichen Massen kam in die Wohnzimmer von Rechtsanwälten und Versicherungsangestellten, und besonders deren Söhne und Töchter fanden, dass diese Stimme auch zu ihnen sprach.

Während Mamie Smith auf ihrer Erfolgswelle ritt und als Queen of the Blues gefeiert wurde, schafften es auch andere schwarze Künstler, den Jazz einer breiten Zuhörerschaft schmackhaft zu machen, und das weit über die Grenzen der USA hinaus. Diese Musik kommunizierte stärker als die Rhythmen, zu denen man tanzen konnte. Sie war ein Kind der Sklaverei und der Speakeasies und klang wie eine implizite Aufforderung zu Lebensfreude, zu Schamlosigkeit und Verantwortungslosigkeit, sie war eine Form der akustischen Subversion, der musikalische Einzug von Leben am Rande der Gesellschaft in ihr Herz. In Amerika waren Künstler wie Louis Armstrong, Jelly Roll Morton, Sidney Bechet, Bessie Smith und Duke Ellington noch häufig gezwungen, in segregierten oder illegalen Bars und Clubs zu spielen. In Europa aber, das noch immer vom Albtraum seiner mörderischen letzten Jahre erschüttert war, tourten sie durch die großen Städte und wurden als Boten einer neuen Zeit begrüßt. Der Jazz kündete von allem, was anders geworden war, er verkörperte die Tatsache, dass nach 1914 nichts mehr so bleiben konnte, wie es gewesen war. Der Jazz war der Soundtrack einer Ära. Er entzündete Kontroversen, verstärkte Spannungen, schied Geister und Generationen, verleitete zu Sinnlichkeit und unterlief die alte Ordnung. Sogar die Nazis sollten seiner Macht ihren Tribut zollen, indem sie einen Kulturkrieg gegen den »entarteten Nigger-Jazz« (das letzte Wort auf Deutsch ausgesprochen) führten, weil sie seine immense Anziehungskraft fürchteten. Die Alternative, die sie zu bieten hatten, war allerdings nur wenig verführerisch, sterile Swing-Musik, Militärmärsche und Wiener Walzer, die zu Vehikeln ihrer Ideologie verbogen wurden. Nie fühlten sie sich sicher. Synkopen lauerten in

jedem Winkel und drohten, die »arische« Wohlanständigkeit durch ein laszives Hüftschwingen aus der Balance zu bringen. Der Jazz war gefährlich: Er war die Musik des Rassenfeindes.

Ein Paradox liegt in diesem Bild einer völlig neuen Welt, die plötzlich aus den Schützengraben entstanden zu sein schien. Wie ich in *Der taumelnde Kontinent* gezeigt habe, war die Welt der Moderne kein Resultat der großen Zerstörungen und Verluste an der Front. Sie hatte sich schon vor 1914 geformt. Massengesellschaften und Massenkonsum, das Maschinenzeitalter, Massenkommunikation, die Verstädterung, die Herrschaft der Großindustrie und der Finanzwelt, Feminismus, Psychoanalyse, die Relativitätstheorie, abstrakte Kunst und atonale Musik – all das war vor dem Krieg entstanden. Warum also wirkte die Welt gerade nach dem Krieg plötzlich so modern? Warum scheinen zwischen der Mode und der Moral von 1913 und der von 1923 Jahrzehnte zu liegen?

Vielleicht lässt sich dieses scheinbare Paradox durch ein weiteres auflösen. Oft ist die Rede davon, dass der Krieg für die betroffenen Gesellschaften einen radikalen Bruch darstellt, auf den ein Neubeginn folgt. Diese Annahme scheint zu erklären, warum die Welt nach 1918 so anders aussah. Wenn man sich aber mit dieser Zeit auseinandersetzt, ist es frappierend festzustellen, wie viele Themen und Strömungen sich von 1900 her fortsetzen und weit in die Zukunft hineinreichen.

In dem zu Beginn dieses Buches zitierten Epigramm beschreibt der deutsche Dichter Hugo Ball ein apokalyptisches Szenario, eine »blinde Schlacht entfesselter Kräfte«. Ball schrieb diese Zeilen 1917, und obwohl seine Analyse auch auf die Zeit nach 1918 zutrifft, sollte sie doch eigentlich die Zeit vor 1914 beschreiben. Schon um die Jahrhundertwende waren die großen Metropolen zu Schlachtfeldern der Moderne geworden, über die er schreiben konnte: »Es gibt keine Pfeiler und Stützen, keine Fundamente mehr, die nicht zersprengt worden wären. [...] Der Mensch verlor sein himmlisches Gesicht, wurde Materie, Konglomerat, Tier [...] Die Welt wurde monströs [...] Eine Welt abstrakter Dämonen verschlang die Einzeläußerung, verzehrte die individuellen Gesichter in turmhohen Masken, verschlang den Privatausdruck, raubte den Namen der Einzel Dinge, zerstörte das Ich und schwenkte Meere von ineinandergestürzten Gefühlen gegeneinander.«

Dieses kriegerische Szenario des Stadtlebens hat erstaunliche Ähnlichkeit mit den Worten, mit denen Soldaten ihre Erfahrungen an der West-

front beschrieben: einem höllischen Ort, beherrscht von Maschinen und Technologie, an dem Individualität zerstört wurde, beherrscht von »abstrakten Dämonen«. Ball selbst hatte sich freiwillig gemeldet, war aber als dienstuntauglich eingestuft worden. Seine einzige Konfrontation mit der Realität der Front fand statt, als er gegen Ende des Jahres 1914 einen verwundeten Freund am Frontabschnitt Lunéville besuchte. Was er dort sah, schockierte ihn zutiefst, und wie der drei Jahre später gehaltene Vortrag, aus dem die zitierten Sätze stammen, deutlich macht, identifizierte er den existentiellen und historischen Bruch der Moderne mit deren wichtigster Manifestation: der Faszination und der Gefahr des Lebens in der Großstadt.

Schon vor 1914 hatten Maschinen, wissenschaftliche Erfindungen und industrielle Prozesse das Leben der Stadtbewohner von Grund auf revolutioniert. Die Bewohner der rapide wachsenden urbanen Zentren lebten bereits in einer Realität, die bestimmt wurde von Massentransportmitteln, industriell produzierten Gütern, aus allen Himmelsrichtungen und Kontinenten importierten Lebensmitteln, von Arbeit in Fabriken und Büros, von Zeitungen und Kinos und von kleinen alltäglichen technologischen Neuerungen, zum Beispiel Kondomen aus vulkanisiertem Gummi, die einen einfacheren und weniger riskanten Umgang mit der Sexualität erlaubten. Diese technologischen Möglichkeiten veränderten nicht nur das tägliche Leben von Millionen von Menschen, sondern auch ihr Selbstverständnis.

Die sozialen Konsequenzen und die Möglichkeiten, die durch diese technologischen Veränderungen geschaffen wurden, begannen alle Aspekte des Lebens zu transformieren. Binnen weniger als einer Generation wurden Unterhaltung, Erziehung und Mobilität demokratischer, Frauen forderten gleiche Rechte und kämpften für sie, Arbeiter organisierten sich und verteidigten ihre Interessen mithilfe von Gewerkschaften und Streiks. Für diejenigen, die ganz unten auf der sozialen Leiter standen, war das Leben in der Großstadt elend, aber wer auch nur eine Sprosse höher stand, wer genug zu essen hatte und ein Dach über dem Kopf, profitierte von diesem Zugang zu billigeren Gütern und Lebensmitteln und von den neuen Möglichkeiten, unterschiedlichen Menschen, Ländern und Perspektiven zu begegnen, auch wenn diese Möglichkeiten auf einen Kurzfilm im Kino, auf eine schlechte Reproduktion in einer Zeitung oder auf eine Fahrkarte dritter Klasse für die ganze Familie begrenzt waren.

Die Welt war gewachsen und sie hatte sich beschleunigt. Uhren, För-

derbänder, Fahrpläne, Telegramme und Telefone trieben das tägliche Leben an, Rennautos, Fahrräder, Flugzeuge und Schnellzüge dominierten die Nachrichten, und in einem Wettlauf zwischen menschlichem Erfindungsgeist und natürlichen Grenzen wurden jeden Tag neue Rekorde aufgestellt und wieder gebrochen. Die neuen Maschinen erweiterten die Möglichkeiten des Menschen stärker, als es sich die meisten hatten träumen lassen.

Natürlich hatte dieser neue Geschwindigkeitsrausch auch tiefe Ängste hervorgerufen. Auf philosophischer Ebene schrieben Autoren mit höchst unterschiedlichen Ausrichtungen – zum Beispiel der von Selbsthass zerrissene Antisemit Otto Weininger oder der linksliberale französische Humanist Émile Zola – auf erstaunlich ähnliche Weise darüber, dass die Moderne ihre Kinder verschlang, dass Tugend und Würde von der wurzellosen, internationalisierten und kapitalistischen Massenproduktion der Großstadt aufgeessen wurden. Auf sozialer Ebene stellten Frauen und Arbeiter die Gesellschaften vor neue Herausforderungen, aus den Kolonien aller Großmächte kam eine Welle von Bürgerrechtsbewegungen, Nationalismen, gewalttätigen Protesten und bürgerlichem Ungehorsam.

In dieser sozial und intellektuell so aufgewühlten Situation reagierten besonders Männer auf die Bedrohung ihrer traditionellen Macht in einem Umfeld, das immer mehr durch Beschleunigung und Unsicherheit charakterisiert war. Diejenigen, die an den neuen Herausforderungen scheiterten, wurden als »Neurastheniker« bezeichnet und in neu gegründete Sanatorien und Kliniken eingeliefert, wo sie sich vom unbarmherzigen Tempo des Stadtlebens erholen sollten. Andere flüchteten sich in Männlichkeitsrituale wie Fitnesskult und Bodybuilding. Uniformen waren in Mode, und es wurden mehr Duelle ausgefochten als je zuvor. Gleichzeitig fragten Kleinanzeigen in Zeitungen von Chicago bis Berlin ihre (männlichen) Leser, ob sie nicht an »Männerschwäche« oder »nervöser Erschöpfung« litten, und boten Tinkturen, Diäten und elektrische Bäder an, die allesamt die Männlichkeit stimulieren sollten.

Für viele Männer war der Krieausbruch deshalb auch eine willkommene Gelegenheit, der »unmännlichen« Großstadt den Rücken zu kehren und nicht nur feindliches Gebiet, sondern auch die eigene Virilität zurückzuerobern. Die ersten Soldaten, die sich in München und Manchester, Linz und Lyon freiwillig meldeten, hatten den Kopf voller Predigten, Reden und öffentlicher Heldenfeiern, die sie aufforderten, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen und im heiligen Kampf auf dem Felde der Ehre Tod oder Heldentum zu finden, Mann gegen Mann, Säbel gegen Säbel, Mut

gegen Mut. Der Krieg erschien vielen als ein ideales Mittel gegen die seelenlose Welt der Moderne.

Das »Augusterlebnis«, der Taumel der Begeisterung bei Kriegsbeginn, wurde von Historikern zur paradigmatischen Erfahrung stilisiert und trug dazu bei, die Zeit vor 1914 als naiv, selbstzerstörerisch und kriegsversessen erscheinen zu lassen. Bis zu einem gewissen Ausmaß war diese Begeisterung real, aber sie ist doch nur die halbe Wahrheit, auch wenn sie immer wieder aufs Neue aufgewärmt wurde, weil sie bequemerweise eine einfache Kausalität suggerierte: Ein aggressiver deutscher Kaiser und eine außer Kontrolle geratene Militärlaste stürzen Europa ins Verderben.

Neuere Forschungen zeichnen ein differenzierteres Bild. Es gab Enthusiasmus, dafür gibt es überwältigende Belege, gerade weil diejenigen, die ihn fühlten und proklamierten – meistens junge Akademiker –, auch diejenigen waren, die ihn in Form von Briefen, Tagebüchern, Artikeln, Gedichten und Memoiren dokumentierten. Dieses Bild ignoriert allerdings, dass höchstens fünf Prozent der Bevölkerung Akademiker waren und dass diese relativ kleine Gruppe den Großteil der schriftlichen Quellen hinterließ; es ignoriert auch die sozialistischen Friedensdemonstrationen in Berlin, London und Paris, den häufig großen Widerstand von Arbeitern und Bauern auf allen Seiten (Erstere, weil sie den Krieg als eine kapitalistische Verschwörung sahen, Letztere, weil sie ihre Familien und Felder nicht verlassen wollten) und die vielen schockierten und verzweifelten Stimmen, die im Krieg nur Vernichtung und Elend sahen.

Die »Augusterfahrung« dominierte auch deswegen das Bild des Krieges, weil sie in der Zwischenkriegszeit bewusst von konservativen Publizisten lanciert wurde, die das Debakel im Nachhinein heroisieren und politisch nutzbar machen wollten. Philipp Witkop publizierte seine *Kriegsbriefe deutscher Studenten*, eine Sammlung, die ganz auf Begeisterung und Opferwillen ausgelegt war, zum ersten Mal 1916. Bis zu Hitlers Machtantritt 1933 wurden – aus den »deutschen« Studenten im Titel waren in der Zwischenzeit »gefallene« geworden – 200 000 Exemplare des Werkes verkauft, und seine Botschaft klingt noch immer nach.

Die politische Instrumentalisierung der Kriegsbegeisterung, die es in einigen Bevölkerungsschichten tatsächlich gegeben hatte, erschwert das Verständnis der Zeit. Nach der ersten Welle der Freiwilligen, die innerhalb von Wochen aufgerufen worden waren, fühlten sich viele Soldaten zerrissen zwischen Erregung, Angst und Wut darüber, in einem Krieg kämpfen zu müssen, der nicht der ihre war.

Auch diejenigen, die wirklich enthusiastisch gewesen waren und gehofft hatten, das »Stahlbad« des Kampfes würde sie wieder zu richtigen Männern machen, mussten feststellen, dass die Erfahrung des Krieges schlimmer war als alles, was sie befürchtet hatten. Insbesondere an der hochgerüsteten und beinahe statischen Westfront hatte sich die monströse Macht der Technologie brutal manifestiert.

Soldaten, die sich zu Beginn des Krieges freiwillig gemeldet hatten, um dem Feind mit dem Säbel in der Hand gegenüberzustehen, kauerten wochen- und monatelang in den Schützengräben, knöchelhoch im Wasser, umgeben vom Gestank der unbegrabenen Leichen im Niemandsland, und warteten, bis eine Granate, die aus zehn Kilometern Entfernung abgefeuert worden war, sie oder ihre Kameraden fast ohne Warnung und ohne Unterscheidung in Stücke riss. Ihre Körper, ihre Kraft, ihr Mut und ihre Träume von persönlicher Bewährung waren hier sinnlos geworden und Feiglinge starben neben Helden.

Gegen Tonnen von Stahl und wissenschaftlicher Expertise konnte niemand standhalten. Viele Soldaten wurden in den kalten Nächten und den unendlichen, fahlen Tagen an der Front von einer Einsicht getroffen, die sie um Jahre altern ließ: Sie riskierten ihr Leben für Ideale wie Vaterland, Ehre, Aufopferung, Autorität und Gerechtigkeit, für Kaiser und Kirche, für ihre Nation. Aber die hehren Parolen, für die sie kämpften und für die so viele geopfert wurden, zerfielen unter dem Trommelfeuer zu leeren Worthülsen, zu einem naiven oder zynischen Traum, geträumt von Professoren, Priestern und Politikern. Die Realität sah anders aus, das Schlachten war längst mechanisiert und die alten Tugenden wurden von den Maschinen mit nüchterner Effizienz zermalmt. Für diejenigen, die dies einmal begriffen und gefühlt hatten, gab es keinen Weg zurück. Ihre Welt war in den Schützengräben eine andere geworden.

Für Millionen von Soldaten und ihre Familien intensivierte und beschleunigte der Erste Weltkrieg die Begegnung mit der Moderne. Es gab keine modernere, keine stärker rationalisierte (und gleichzeitig augenscheinlich keine wahnsinnigere) Umgebung auf der Welt als die Westfront, an der die Armeen auf beiden Seiten gigantische Kriegsmaschinen aufgetürmt hatten. Männer, Pferde, Fahrzeuge, Tonnen von Nahrungsmitteln und Munition, aber auch Ideen und Erfahrungen wurden über Tausende von Kilometern transportiert, um an ihrem Bestimmungsort eingesetzt und konsumiert zu werden, um zu töten oder getötet zu werden.

Für zahllose Männer, besonders aus ländlichen Gegenden, war es das erste Mal, dass sie in einem fremden Land waren, und als Soldaten in Uniform waren sie gleichzeitig kaum mehr als anonyme Dienstnummern, statistische Einheiten in einem monströsen Spiel, das in weiter Ferne von Generälen und Politikern gespielt wurde. Der Krieg machte sie modern, auch wenn sie diese Erfahrung hassten. Für Ball war die »blinde Schlacht entfesselter Kräfte«, das Stadtleben, so etwas wie eine Vorahnung der Schrecken von Verdun und der Somme, von Isonzo und Gallipoli – von Schauplätzen, an denen der Krieg hochmechanisiert und deshalb auch psychologisch besonders zerstörerisch war.

Im ersten Kapitel werden wir das Leben in den Schützengräben und seine psychologischen Kosten noch weiter erkunden. An dieser Stelle geht es vor allem darum, die Dynamik der Jahre vor 1914 als eine wichtige Episode von etwas zu begreifen, das man die Kulturgeschichte der Technologie nennen könnte. Die furchtbaren Erfahrungen der Soldaten im Ersten Weltkrieg waren demnach keine Negierung, sondern eine Intensivierung der urbanen, technologischen Welt, die das Leben der Menschen schon seit der Jahrhundertwende immer stärker bestimmte. An der Front wurden sie mit dem überwältigenden Zerrbild der malignen Moderne konfrontiert, einer hochtechnologisierten Welt, in der die Technologie sich von allen Fesseln losgerissen hatte und in ihrer zerstörerischen Wut eine Spur von zermalmt Leichen und verstümmelten Körpern zurückließ.

In den Jahren vor 1914 hatte die westliche Welt einen beispiellosen Schub an wirtschaftlichem Wachstum, Urbanisierung und kultureller Veränderung erlebt. Diese Kombination von Geschwindigkeit und Instabilität war nur erträglich gewesen, weil die Fundamente auf denen das Projekt der westlichen Zivilisation errichtet war, im Prinzip solide schienen: Eine von religiösen und sozialen Institutionen unterstützte hierarchische Gesellschaftskonzeption und Ideale wie Patriotismus, Fleiß und Ehre waren die Säulen des bürgerlichen Weltverständnisses und wurden nur von einer kleinen Minderheit von Kritikern in Frage gestellt. Auch wenn Max Weber recht gehabt hatte, als er schrieb, er fühle sich, als ob er in einem Hochgeschwindigkeitszug sitzen würde und nicht wisse, in welche Richtung die Weichen gestellt seien, so schienen doch zumindest die Geleise, auf denen die westliche Gesellschaft in die Zukunft raste, noch stabil zu sein.

Der Krieg hatte diese Geleise in die Luft gejagt und nichts als die verbogenen, verzerrten Überreste der ehemals so soliden Grundlage zurück-



gelassen. Aber die immense Energie der Vorkriegszeit war damit nicht einfach verpufft. Während des Krieges war sie aus Patriotismus oder aus Angst als Überlebens- und Siegeswillen kanalisiert und konzentriert worden, doch in vielerlei Hinsicht hatten die jahrelangen Kämpfe zu keinem eindeutigen oder zumindest symbolisch wirksamen Resultat geführt. Es hatte keine letzte, entscheidende Schlacht gegeben, keinen Sieg, bei dem die Linien des Gegners endlich durchbrochen worden waren und der der einen Seite den Weg in die Hauptstadt des Besiegten öffnete, keinen symbolischen Moment, in dem die unterlegenen Kaiser den Siegern ihr Schwert übergaben, Berlin und Wien waren nicht besetzt. Es war die gegenseitige, völlige Erschöpfung, die den Krieg zu einem Ende gebracht hatte und die wirtschaftlich unterlegene Seite zwang, sich zu ergeben, eine zutiefst unbefriedigende Situation, die in Deutschland den Mythos nährte, die Armee sei »im Felde ungeschlagen« und »nie besiegt« gewesen.

Aber auch wenn die deutsche Weigerung, die eigene Niederlage einzugestehen, ein Sonderfall war – Menschen auf beiden Seiten des Krieges, deren Leben durch die industrielle Vernichtung von Millionen von Soldaten und durch die eigenen Erfahrungen während der Kriegsjahre berührt worden war, fühlten eine seltsame Gemeinsamkeit, nämlich die bittere Gewissheit, betrogen worden zu sein. Deutsche und Franzosen, Österreicher und Briten, Amerikaner, Italiener und die Soldaten aus den Kolonialreichen waren überzeugt, dass weder die Gründe für den Krieg noch die immensen Opfer, die er forderte, ihr Blut und das Leben von Freunden, Brüdern, Vätern und Söhnen wert gewesen waren. Besonders Europa war nach 1918 ein zutiefst desillusionierter Kontinent. Die Nachkriegsjahre waren auch Jahre eines als schmerzhaft empfundenen moralischen Vakuums.

Auch in der Zwischenkriegszeit transformierten die ungeheuren Energien der Moderne die Gesellschaften des Westens entlang derselben Achsen wie zuvor. Der Optimismus gegenüber der Technologie und der Rationalität allerdings war verflogen, die Idee eines glorreichen, ununterbrochenen Fortschrittmarsches war ruiniert und der Glaube an die moralischen Werte, die der Gesellschaft zugrunde lagen, zutiefst erschüttert. Die große technologische Transformation ging ungehindert weiter, aber die durch sie ausgelösten Konflikte veränderten ihren Charakter. Auch nachdem die Geschütze schwiegen, gingen die Schlachten weiter, nur eben nach innen gekehrt. Viele westliche Gesellschaften befanden sich im Krieg mit sich selbst.

Nach dem Verlust des Feindes an der Front orientierten sich die dynamischen sozialen Energien entlang mentaler Frontverläufe. Verzerrt von Enttäuschung und Bitterkeit, tobten die Grabenkämpfe jetzt zwischen Parteien, Ideologien, Klassen, zwischen Zukunft und Vergangenheit, Reichtum und Armut und schließlich, wie weithin erwartet, auch wieder zwischen Staaten. Die Zwischenkriegszeit war eine Zeit der inneren Konflikte.

Der radikale Wechsel, der nach dem Krieg oberflächlich vollzogen zu sein schien, war nichts anderes als eine katalytische Beschleunigung der Prozesse, die bereits vor dem Krieg stattgefunden hatten. Die großen sozialen und industriellen Kräfte, die das Leben in den 1900er Jahren so schwindelerregend erscheinen ließen, setzten sich jetzt noch stärker durch und übten Einfluss auf Gesellschaften und Individuen aus. Der New Deal in den Vereinigten Staaten, die Weimarer Republik, das faschistische Italien und die frühe Sowjetunion hatten miteinander gemein, dass sie Weiterführungen von oder Reaktionen gegen die industriellen und zunehmend technologisierten Massengesellschaften waren, die bereits um 1900 die Städte beherrscht hatten. Auch die intellektuellen Themen der Zeit – der Übermensch, das Irrationale, die Masse, die Rasse, Gesundheit und Reinheit – führten Debatten fort, die schon längst geführt worden waren, bevor der junge serbische Nationalist Gavrilo Princip im Sommer 1914 seine Pistole gegen den österreichischen Erzherzog Franz Ferdinand erhob.

Aus der Gesellschaft der Masse wurde die Politik der Masse: Faschismus und Bolschewismus waren die Extreme eines politischen Spektrums, das sich rasant polarisiert hatte und dessen Argumente sich in den nächsten Jahren in Straßenschlachten und Bürgerkriegen entladen sollten. Der Krieg beschleunigte und entfachte Debatten und soziale Konflikte, die über Jahrzehnte geschwelt hatten, und die Zwischenkriegszeit war ein idealer Nährboden für Propheten aller Schattierungen, die allesamt neue, große Wahrheiten verkündeten, um die Sicherheiten zu ersetzen, die mit dem Krieg verlorengegangen waren.

Viele dieser Debatten waren Schattengefechte, die zwar Ängste dramatisierten, die eigentlichen Probleme aber nicht tangierten. Gleichzeitig aber gab es in allen ideologischen Lagern kluge Beobachter. Ernst Jünger, der aus seinen Kriegserfahrungen literarisches Gold gefördert hatte und dem oft eine Ästhetisierung des Grauens vorgeworfen wird, hatte die Struktur des Konflikts deutlich verstanden: »Die moderne Schlacht ist ein

furchtbares Messen der gegenseitigen Produktion, und der Sieg der Erfolg einer Konkurrenz, die billiger, zweckmäßiger und schneller herzustellen versteht. Hier deckt das Zeitalter, aus dem wir stammen, seine Karten auf. Die Herrschaft der Maschine über den Menschen, des Knechtes über den Herrn wird offenbar, und ein tiefer Zwiespalt, der schon im Frieden die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen zu erschüttern begann, tritt auch in den Schlachten dieses Zeitalters tödlich hervor. Hier enthüllte sich der Stil eines materialistischen Geschlechts, und die Technik feierte einen blutigen Triumph.«<sup>2</sup>

Der »blutige Triumph«, über den Jünger schrieb, war nicht nur das Gesicht des Massensterbens in den Schützengräben. Er signalisierte eine andere, tiefere Niederlage: die der Menschen gegen die Maschinen. Vor dem Krieg hatten nur wenige weitsichtige Autoren erkannt, dass die Realität des Maschinenzeitalters längst gekommen und seine Konsequenzen unabsehbar waren. Im Grabenkrieg offenbarte sich diese Wirklichkeit plötzlich und mit brutaler Macht.

Von nun an, so schien es, würden Männer und Frauen die Sklaven von Maschinen sein, Zahnräder in einem gigantischen Mechanismus, der den Wohlstand einer kleinen Elite produzierte. In den 1920er und 1930er Jahren wurde dieser dystopische Gedanke zu einem festen Bestandteil der Populärkultur, der beispielsweise in Filmen wie Fritz Langs *Metropolis* (1926) und zehn Jahre später in Charlie Chaplins *Modern Times* immer wieder dramatisiert wurde.

Mit der Umwälzung der physischen Realität veränderte sich auch die intellektuelle Wirklichkeit. »Ideen gehören zu menschlichen Wesen mit Körpern«, schrieb der amerikanische Philosoph John Dewey 1927, »und es gibt keine Trennung zwischen den Strukturen und Prozessen desjenigen Körperteils, das die Gedanken hegt, und dem Teil, das Handlungen verrichtet.«<sup>3</sup> Der Krieg war nicht durch Mut, Kraft oder Aufopferungswillen gewonnen worden, sondern von der Artillerie, stählernen Boten des industriellen Tötens, effektiv und unpersönlich. Hunderttausende von Soldaten waren in dieser Situation psychologisch zusammengebrochen. In Deutschland nannte man sie die »Kriegszitterer«, weil viele von ihnen ihre Gliedmaßen nicht mehr kontrollieren konnten. Sie waren menschliche Ruinen und wurden zu verstörenden Emblemen der neuen Menschheit.

Das Erwachen im entzauberten Maschinenzeitalter, inmitten von sozialen Unruhen und politischen Kämpfen, war auch Anlass für eine Welle

der Nostalgie, für den Wunsch, der Welt ihre Transzendenz zurückzugeben, eine neue, große Vision zu finden und die Leiden und Demütigungen des Krieges dadurch zu überwinden, dass man einen neuen Menschen schuf, einen Übermenschen, der imstande war, die Maschinen zu unterwerfen und allen neuen Herausforderungen mit reinem Geist und gesundem Körper siegreich zu begegnen. Nicht umsonst forderte Hitler von der deutschen Jugend, sie solle »zäh wie Leder, flink wie Windhunde und hart wie Kruppstahl« sein.

Dieser eigentlich ästhetische Wunsch nach einem neuen Menschen, der die gegenwärtigen Begrenzungen überwinden sollte, verband die Mystik des Faschismus mit den messianischen Hoffnungen von Bolschewismus und Sozialismus und berief sich häufig auf die Schriften Nietzsches. Nur so, argumentierten viele Denker, konnte die Frage nach dem Überleben in einer Zeit ohne feste Ordnung und ohne überlieferte Werte beantwortet werden, nur so konnten Zynismus und Verzweiflung überwunden und die Manipulation der Massen durch ominöse Eliten (die Juden, die Kapitalisten, die Freimaurer, die Bourgeoisie) aus der Welt geschafft werden.

Der Ausbruch des Krieges 1939 war für viele Menschen keine Überraschung, im Gegenteil: Er war schon lange vorhergesagt. Paul Deschanel, ein Teilnehmer der Friedensverhandlungen von Versailles, bis 1920 Präsident der französischen *Chambre des députés* und danach für kurze Zeit Präsident von Frankreich, wurde 1919 von dem spanischen Maler José Simont porträtiert. Während der Politiker Modell saß, kamen die beiden Männer ins Gespräch, und Simont fragte nach dem Ausgang der Verhandlungen und dem gerade unterzeichneten Versailler Vertrag. Deschanel's Analyse fiel kurz und vernichtend aus: *nous venons de signer la deuxième guerre mondiale*, sagte er. Wir haben gerade den zweiten Weltkrieg unterzeichnet.

Vielleicht konnte der Präsident nicht mit dieser Gewissheit leben. Am 23. Mai 1920 jedenfalls fand ein Schienenarbeiter einen nur mit einem Pyjama bekleideten, augenscheinlich verwirrten Mann, der an den Gleisen entlangirrte und behauptete, der Präsident der Republik zu sein. Der Arbeiter brachte den Mann zur nächsten Polizeistation, und bald stellte sich heraus, dass es sich tatsächlich um Paul Deschanel handelte, der über Nacht aus dem Fenster seines Waggons gefallen war. Nachdem er während der folgenden Monate weitere Zeichen von geistiger Verwirrung gezeigt hatte und beispielsweise während einer politischen Konferenz

einfach aufgestanden und voll bekleidet in einen See hineingelaufen war, war Deschanel im September gezwungen, von seinem Amt zurückzutreten und sich in eine Klinik zu begeben. Drei Monate später wurde er in den Senat gewählt.

Deschanels Schicksal ist nur von anekdotischem Wert, seine Analyse aber wurde von so einflussreichen Denkern wie dem britischen Ökonomen John Maynard Keynes geteilt, und die Zwischenkriegszeit stand nach Versailles unter einem schlechten Stern. Unabhängig von der im Vertrag festgeschriebenen deutschen Kriegsschuld – die heute von Forschern wie Christopher Clark wesentlich nuancierter betrachtet und angezweifelt wird – war es politisch vielleicht naheliegend, strategisch aber töricht, die wirtschaftliche und politische Zentralmacht Europas, deren geographische Lage allein ihre Stabilität zur Voraussetzung für ein friedliches Europa macht, durch überzogene Reparationszahlungen so zu schwächen, dass ihre politische Überlebensfähigkeit von vornherein kompromittiert war. In der vorprogrammierten Einsturzgefahr der jungen deutschen Republik lag die Saat einer schrecklichen Zukunft für Europa.

Aber nicht nur Deutschland war zusätzlich zu seiner finanziellen Hypothek mit einer moralischen belastet. Ein Großteil der europäischen Staaten und Gesellschaftsgefüge und in einem erstaunlich hohen Maße auch die Gesellschaft der USA waren nicht nur durch die wirtschaftlichen, sondern auch durch die kulturellen Folgen des Krieges bis in die Grundfesten erschüttert, während Russland noch in einen grausamen Bürgerkrieg verstrickt war. Überall forderten Arbeiter und ethnische Minderheiten mehr Anteil am sozialen Reichtum und an der Demokratie. Diejenigen, deren Privilegien bedroht waren, wehrten sich, und alle suchten nach Orientierung, nach einer großen, neuen Wahrheit, die verlorene Sicherheiten ersetzen sollte. Denn eines der stärksten und am tiefsten verwurzelten menschlichen Bedürfnisse ist das Bedürfnis nach Transzendenz, nach etwas, woran man glauben kann, dem man gehorchen kann, nach etwas Größerem, Absolutem, nach einer objektiven Wahrheit, einer großen Notwendigkeit, einem universellen Sinn, wie schon Dostojewski seinen Großinquisitor sagen lässt.

Nach dem Krieg waren viele Menschen mit der Frage konfrontiert, wie es denn möglich sein sollte, in einer Welt zu leben, deren Werte und Prinzipien vollkommen ungläubwürdig geworden waren. In ihrer Suche nach Auswegen aus der Ausweglosigkeit des Nihilismus liegt auch der Anfang einer Erklärung auf die Frage, warum die Welt so plötzlich so modern er-

scheinen konnte: Der Krieg brachte keine völlig neue Technologie, keine bisher ungekannte wissenschaftliche Theorie oder tiefe Einsicht, aber er veränderte dennoch alles, weil er die Fassade einer intakten Kultur zerstörte und die Modernität darunter sichtbar werden ließ.

Besonders in Europa herrschte ein tief verwurzeltes Gefühl der Desorientierung, der Wut über die Heuchelei der Vergangenheit, der Verbitterung über die gestohlenen Hoffnungen und der Angst im Angesicht einer heiß umkämpften Zukunft. In dieser Situation erschien der anarchische Überschwang des Jazz wie ein Befreiungsschlag. Die alten Konventionen lagen in Trümmern, und mit ihrer offensichtlichen Gleichgültigkeit gegenüber klassischen Vorstellungen von Form und Schönheit repräsentierte die neue Musik, die von Platten schallte und von Bands in Tanzlokalen gespielt wurde, die Möglichkeit, auch unter diesen radikal veränderten Bedingungen den Ängsten, Begehrlichkeiten und Sehnsüchten einen Ausdruck zu geben, der nicht in der Sprache der Vergangenheit befangen war.

Der Blues war die Anklage aller Enttäuschten und Misshandelten, doch unmittelbar danach zelebrierte ein neuer, furioser Song das Leben, den Tanz, Sex und Freiheit und bewegte die Füße und Gefühle derer, die sich zu jung fühlten, um schon völlig desillusioniert zu sein, und die noch an ihr Recht auf ein eigenes Leben glaubten. Das Jazz Age mit seinen Flappers in den USA, die Bright Young Things in Großbritannien, die Goldenen Zwanziger Jahre mit ihren exzessiven Partys in den Kellerbars von Berlin und Paris bis nach Barcelona waren auch eine Form des spontanen Protests gegen eine Zeit, die oft zu ernsthaft und verzweifelt schien, entweder ohne Hoffnung oder aufgeplustert von den utopischen Träumen von rechts und links.

Keine Diktatur hat dem Jazz jemals getraut – aus gutem Grund. Menschen, die miteinander trinken und auf der Tanzfläche die Bewegungen ihres Partners Körper an Körper spüren, tun sich schwer, einander noch zu hassen. Engumschlungenes Tanzen ist vielleicht die beste Immunisierung gegen Ideologie. Die Diktatoren der Zeit – und es gab in den meisten Ländern Bewegungen mit totalitären und diktatorischen Zielen – versuchten die Hoffnungen und Ängste der Menschen auf andere Weise zu kanalisieren. Die Versprechen waren neue Versionen von religiösen Visionen. Der ehemalige Seminarist Stalin und der gefallene (aber nie exkommunizierte) Katholik Hitler versprachen ihren Anhängern ein neues Jerusalem, Mussolini den seinen ein neues Rom, und sie alle gemeinsam predigten

das Evangelium des Übermenschen, der so großartig und so stark sein sollte, dass er alle Feinde und mit ihnen auch die Übermacht der Maschinen brechen und ein Zeitalter der Gesundheit und der Reinheit einläuten würde.

Dieses neue Jerusalem bot einen harschen Kontrast zu der Realität im Nachkriegseuropa, die zwar als Friedenszeit bezeichnet wird, aber tatsächlich alles andere als friedlich war. Allein in Deutschland kamen zwischen 1918 und 1923, dem Jahr der verheerenden Hyperinflation, mehr als 5000 Menschen durch politische Gewalt um, und auch andere Länder waren zutiefst aufgewühlt und unsicher.

Politische Unruhen, gewalttätige Streiks, Straßenschlachten und Plünderungen gehörten fast zur Tagesordnung in Europa, Rassenunruhen, politische Verfolgungen und oft tödliche Konfrontationen zwischen Gewerkschaften und der Staatsgewalt waren in den USA trauriger Alltag, und Staatsstrieche bedrohten oder beseitigten die gewählten Regierungen in Italien, Österreich, Ungarn, Großbritannien, Irland, Frankreich und Portugal, ganz zu schweigen von dem Stellvertreterkrieg, der ab 1936 zwischen Faschisten und Kommunisten in Spanien ausgetragen wurde. So gesehen scheint es sinnvoll und erkenntnisfördernd, die Zwischenkriegszeit als eine Art instabilen, temporären Waffenstillstand anzusehen und die Periode von 1914 bis 1945 tatsächlich als Europas zweiten Dreißigjährigen Krieg zu verstehen.

Die USA waren relativ isoliert von den unmittelbaren Folgen eines Konflikts, der nicht auf ihrem Boden ausgefochten worden war, aber die Nachwirkungen des Krieges führten dennoch zu tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen. Zwar hatte das Land weniger Soldaten verloren als andere Kriegsteilnehmer, und erstaunlicherweise hatte die Kriegswirtschaft sich sogar positiv auf die Produktion der USA ausgewirkt und dem Land durch Lieferungen von industriellen Rohstoffen und anderen Produkten erhebliche Profite eingebracht und seine Konkurrenten auf dem Weltmarkt vorübergehend so gut wie beseitigt, aber trotzdem brachten die Umwälzungen und Erfahrungen des Krieges weitreichende und nicht aufzuhaltende Veränderungen mit sich.

Die sozialen und wirtschaftlichen Folgen des Krieges brachen auch in den USA die Gesellschaft entlang bestehender Verwerfungen auf, und die Energien der Erneuerung, die sich vor dem Krieg angestaut hatten, wurden jetzt zu sozialen Konfliktpotentialen. Die Popularität von Mamie Smith und anderen Künstlern zeigte, dass sich eine neue, immer selbst-

bewusstere Kultur herausbildete, eine afroamerikanische Kultur, die sich ohne den Krieg nur viel langsamer hätte entwickeln können. Schwarze Soldaten waren in Frankreich für ihre Tapferkeit ausgezeichnet worden und erwarteten jetzt auch zu Hause neuen Respekt, auch wenn diese Erwartung immer wieder enttäuscht wurde. Schwarze Arbeiter waren zu Hunderttausenden aus dem segregierten Süden in die Industriestädte des Nordens gezogen und hatten die Jobs übernommen, die vorher von weißen Arbeitern ausgeübt worden waren, die zum Kriegsdienst eingezogen wurden. Die neuen Arbeiter waren gekommen, um zu bleiben, und ihre Anwesenheit bot sozialen Zündstoff, der sich in mörderischen Rassenunruhen entlud. Nicht nur im Süden, sondern in den gesamten Vereinigten Staaten fühlten weiße Amerikaner ihre Stellung bedroht, der rassistische Ku-Klux-Klan erwuchs in neuer Stärke und eine Welle von Lynchmorden ging durch die ländlichen Gebiete des Südens wie ein Wind des Hasses. Doch damit ließ sich die neue Kultur der Schwarzen nicht verhindern, die sich nicht nur in der beispiellosen Popularität des Jazz, sondern auch in der Harlem Renaissance manifestierte. Auch die Prohibition war ein Geschöpf der patriotischen Begeisterung der Kriegsjahre und veränderte die Gesellschaft nachhaltiger und auf weniger vorhersagbare Weise als alle anderen Bemühungen der Regierung.

Um diese Periode der nach innen gewendeten Kriege und der sich überlappenden Strömungen von Furcht und Hoffnung, Entfremdung, Flucht und Engagement zu fassen und zu beschreiben, habe ich beispielhafte Episoden aus dem Zeitgeschehen herausgegriffen, um so aus einzelnen Elementen die Umrisse eines Gesamtbilds der gefühlten Zeit zu gewinnen. Gefühlt ist die Zeit deswegen, weil mein Interesse mehr dem Selbstgefühl und der Weltsicht der damals lebenden Menschen gilt als den schon oft und gründlich analysierten politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen. Dieses Zeitgefühl artikuliert sich entlang unterschiedlicher sozialer und kultureller Konturen. In dieser Landschaft wurden die Konflikte ausgetragen, die von einem bitteren Echo der in der Vorkriegszeit freigesetzten Energien weitergetrieben wurden. Der Krieg hatte sich vom Schlachtfeld in die Köpfe zurückgezogen.

Einige Protagonisten dieses Geschichtenmosaiks kehren in verschiedenen Kontexten wieder. Kultur und Gesellschaft, große Kunst und Greuelthaten formen sich zum Bild einer sich entwickelnden Zeit zwischen Rekonstruktion und Revolution. Dabei gilt die Aufmerksamkeit des Buches



nicht so sehr den Mächtigen in Wirtschaft und Politik, sondern einer viel weniger greifbaren Dimension der Geschichte: den Haltungen und Strategien, mit deren Hilfe die Menschen zu überleben versuchten, den Umrissen ihrer Ängste und ihrer Wünsche, den Methoden, die sie fanden, um mit dem Trauma des Krieges umzugehen, und den kulturellen Energien der Industrialisierung, die neue, aufregende und verwirrende Identitäten als Teil einer urbanen Massengesellschaft möglich machten, scheinbar unbehindert vom Ballast alter Werte.

Um diese Resonanzen der Geschichte einzufangen, betrachten die folgenden Kapitel die Zwischenkriegszeit, abseits der bekanntesten historischen Meilensteine, Jahr für Jahr aus unterschiedlichen Perspektiven: 1919 ist nicht dem Vertrag von Versailles gewidmet, 1923 nicht der Hyperinflation, der Crash an der Wall Street steht nicht im Mittelpunkt des Jahres 1929, Hitlers Machtantritt bestimmt nicht 1933.

Vom Überlebenskampf verwundeter Veteranen bis zum Aufstieg des Faschismus, von der Prohibition in den USA bis zu einem Matrosenaufstand in Russland, von den französischen Surrealisten bis zu Straßenschlachten in Österreich, von halbverhungerten Landarbeitern in der Staubwüste des Dust Bowl bis zu ermordeten Bauern in der Ukraine, von der Entdeckung ferner Galaxien bis zum Spanischen Bürgerkrieg – die Episoden, die hier exemplarisch für eine unendlich zerrissene und komplexe Zeit stehen, beschreiben einen Bogen vom Schock der Nachkriegszeit zur stärker werdenden Hoffnung der 1920er Jahre, die mit der Weltwirtschaftskrise wieder zunichtegemacht wurde und sich von da an nicht mehr vom Schatten der nahenden Katastrophe befreien konnte. Aus der Nachkriegszeit wurde eine Vorkriegszeit.

In seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*, der großteils in den 1920er Jahren geschrieben wurde, beschreibt Robert Musil Wien am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Die Handlung – wenig mehr als ein Alibi für Reflektionen, Beobachtungen und Exkurse des Autors – beschreibt den Versuch einer Gruppe von Beamten, Intellektuellen und Gesellschaftsgrößen, eine Quintessenz der eigenen Epoche zu finden, um so das für 1918 erwartete siebzigjährige Regierungsjubiläum von Kaiser Franz Joseph I. auf angemessene Weise begehen zu können. Diese großartige »Parallelaktion« endet in einer Farce, denn niemand ist sicher, welche Faktoren dieses Zeitalter vereinen, welche Ideologie, Weltanschauung, wissenschaftlichen Fortschritte oder künstlerischen Errungenschaften allen anderen

vorangestellt werden sollten. Nach fast tausend Seiten und endlosen Gesprächen und profunden Plänen wird aus dem ehrgeizigen Projekt ein Trachtenumzug für den Weltfrieden.

Musils Roman spielt im Jahr vor dem Krieg, aber in ihrer Verworrenheit sind die Protagonisten auch Geschöpfe der Nachkriegszeit. Inmitten der ständigen seismischen Neuausrichtungen der sozialen und intellektuellen Positionen gab es keinen sicheren Boden, keine große, alles vereinende Sache, die von allen unterstützt wurde. Die Flut des Neuen, die Erfahrung der Moderne waren zu übertoll mit verwirrenden Möglichkeiten, als dass eine von ihnen sich hätte durchsetzen können, und so ist es nur logisch, dass der Held des Romans, der ganz und gar nicht heldenhafte Ulrich, nicht weiß, was er mit seinem Leben anfangen soll.

Während die Parallelaktion langsam im Chaos versinkt und zu einer Parodie ihrer ursprünglichen Ambitionen wird, begreift der vorsichtig rationalistische Ulrich, dass alle großen Versprechen fast immer falsch sind. Auch damit kommentierte Musil die Zwischenkriegszeit, in der eine kollektive Erfahrung alles verändert zu haben schien, die sich ihrer eigenen Modernität aber erst allmählich bewusst wurde, pulsierend von den Energien und Strömungen der Jahre vor 1914, Energien, die unser Leben im 21. Jahrhundert noch immer bestimmen.



1918

## Shell Shock

Es ging das Gerücht um, dass das dauernde Zittern und Zucken und Schnauben von etwas verursacht wurde, das »Shell Shock« hieß, aber niemand war sich sicher, was das war. Wir nahmen an, dass in seiner unmittelbaren Nähe ein Sprengsatz mit einem enormen Knall explodiert war und er dadurch hoch in die Luft gesprungen war und nicht mehr aufgehört hatte zu springen.

*Roald Dahl Meets Captain Hardcastle*

Drum zerren ihre Hände aneinander;  
Die Knotenstricke ihrer Geißeln zupfend;  
Haschend nach uns, die sie erschlugen, Bruder;  
Schlagend nach uns, die ihnen Krieg und Wahnsinn gaben.  
*Wilfred Owen, »Mental Cases«, 1917*

Campbell Willie Martin hatte Glück gehabt. Er lebte noch. Er war der Hölle nach wenig mehr als einem Jahr entkommen, und obwohl er zweimal verwundet worden war, hatte er zumindest keine Gliedmaßen verloren. Er war ein guter Soldat. 1895 als Sohn eines Polizisten geboren, hatte er sich im Oktober 1914 im Alter von 29 Jahren freiwillig bei den Royal Fusiliers gemeldet und war Anfang 1916 zum Obergefreiten befördert worden. Zu dieser Zeit befand er sich schon an der Westfront, mitten im industriellen Schlachten.

Am 16. Juli dieses Jahres war Martin durch den Dauerbeschuss über Stunden in seiner Stellung festgehalten und ohnmächtig geworden. Am nächsten Tag wurde seine Stellung getroffen, er hatte acht seiner Kameraden sterben sehen und lag eine ganze Nacht lang zwischen Trümmern und Leichenteilen, bevor er gerettet werden konnte. Laut seiner Personalakte fühlte er sich am nächsten Tag »sehr seltsam, ein Muskelzucken setzte ein, gefolgt von einem Weinkrampf, dann verlor er stundenlang das Bewusstsein«.

Der Obergefreite Martin wurde als ein Fall von »Shell Shock« diagnostiziert, eine Bezeichnung, mit der die Ärzte ursprünglich die Opfer von starkem Artilleriebeschuss und traumatischen, gewaltsamen Erlebnissen während der Schlacht bezeichneten. Ihm wurde eine 25-prozentige Behinderung attestiert – genug, um nach England geschickt und dort in einem Spezialkrankenhaus behandelt zu werden. Wieder hatte er Glück: Zu Beginn des Krieges waren Männer mit ähnlichen Symptomen noch als Simulanten angesehen worden. Einige von ihnen hatte man einfach in die Schützengräben zurückgeschickt, andere wurden auf die altmodische Art behandelt, mit der die Offiziere versuchten, der Flut der Fälle Herr zu werden:

Meistens waren sie sehr streng. Ich erinnere mich, wie ein Mann hereinkam, ein großer Kerl, fast zwei Meter, zitternd vor Schock. Und ich staunte sehr, als der Oberst seinen schweren Stock hob und ihm damit auf den Kopf schlug – er trug noch seinen Helm –, er schlug ihm auf den Kopf, um ihm einen zweiten Schock zu versetzen, und er sagte: »Du bist ein verdammter Dummkopf, reiß dich zusammen.« Aber das half dem Mann nicht und der Arzt konnte sehen, dass er wirklich jenseits davon war, und so wurde er behandelt. Aber manchmal versuchte man, ihnen einen Gegenschock zu verpassen [...], um den Prozess umzukehren, aber das funktionierte nur selten.<sup>1</sup>

Manche Soldaten, die auf die altmodische Methode nicht reagiert hatten und weggelaufen waren oder sich geweigert hatten, bei einem Angriff aus dem Schützengraben zu springen, oder die einfach zusammengebrochen waren und versucht hatten, sich in den schlammigen Unterkünften zu verstecken, wurden als Feiglinge vors Kriegsgericht gestellt. Mehr als 300 »Deserteure« aus Großbritannien und dem Empire waren in einem elenden Ritual, das meist im Morgengrauen stattfand, hingerichtet worden. Viele von ihnen waren nicht einmal dazu imstande, auf eigenen Beinen zu stehen. Sie zitterten und zuckten noch, als sie an den Holzpfahl gebunden wurden, bevor sie von ihren Kameraden erschossen wurden. Auch 600 französische und 18 deutsche Soldaten wurden wegen Desertion hingerichtet.

Im Sommer 1916 hatte sich die offizielle Haltung bereits geändert. Die Waffen eines neuen Jahrhunderts – Maschinengewehre, Giftgas, großkalibrige Artillerie mit ungekannter Reichweite und Treffsicherheit, Sta-



Namenloses Grauen: *Verwundeter Soldat* aus Otto Dix' Zyklus  
*Der Krieg*, 1924

cheldraht, Flugzeuge und Panzer – hatten den Krieg verändert und den Albtraum der Soldaten verschlimmert, und bei den führenden Köpfen in Militär und Medizin hatte ein Umdenken eingesetzt. Vor allem nach der katastrophalen, vier Monate dauernden Somme-Schlacht, bei der mehr als eine Million Männer verwundet wurden, litten viele der Überlebenden an Shell Shock. Allein 30 000 Briten zeigten die seltsamen Symptome der neuen Krankheit, die sie als Soldaten wertlos und für ihre Einheiten zu einer Bürde machte. Die Armeeführung sah sich gezwungen anzuerkennen, dass ein Soldat schwer verwundet sein konnte, obwohl ihm physisch nichts fehlte, und schon bald wurden Zehntausende von Opfern in Militärkrankenhäuser in Großbritannien geschickt.

Campbell Willie Martin war einer von ihnen, und er blieb bis zum Ende des Krieges im Krankenhaus. Seine Pfleger beschrieben ihn als erregt und unter Schlaflosigkeit leidend, mit häufigen schweren Kopfschmerzen, immer wiederkehrender Panik, Gedächtnisverlust und einem hartnäckigen Tremor seiner Hände. Obwohl ein Arzt notierte: »guter Körperbau [...] Zunge sauber, Zähne gut«, wurde ihm noch 1920 eine Behinderung von 20 Prozent attestiert, nur fünf Prozent weniger als bei seiner Einlieferung.

*Unaussprechlich, gottlos, hoffnungslos*

Martins Patientenakte war eine von Tausenden, die noch immer im British National Archive verwahrt werden, und sein Fall war nicht besonders gravierend. Zeitgenössische Filmaufnahmen zeigen eine ganze Reihe solcher Fälle, Soldaten, die durch die von ihnen erlebten Unmenschlichkeiten zu zitternden menschlichen Wracks geworden waren. Die Gesichter sind fürchterlich verzerrt, die nackte Furcht ist ihnen ins Gesicht gemeißelt, ihre Gliedmaßen zittern oder zucken unkontrollierbar. Ein französischer Soldat weicht mit angstgeweiteten Augen vor jeder Uniform zurück. In den Köpfen dieser Männer hat das Trommelfeuer nie aufgehört. In Deutschland nannte man sie Kriegszitterer.

Diese Patienten waren die lebenden Trümmer des Krieges. Allein in Großbritannien wurde schließlich bei zehn Prozent der Offiziere und bei sieben Prozent der Mannschaftsgarde Shell Shock diagnostiziert, 37 000 Männer bekamen deswegen nach dem Krieg eine Invalidenpension. Die Militärärzte wussten, wie man mit physischen Wunden umging, mit weggesprengten Armen oder Beinen, mit Augen, die im Giftgas erblindet waren, mit Trommelfellen, die eine Explosion zerrissen hatte und mit der schrecklichen Entstellung junger Gesichter. Die Kriegszitterer aber stellten sie vor eine ganz neue Herausforderung.

Einige der schlimmsten Fälle wurden im Netley Hospital in London behandelt: Soldat Meek, im Rollstuhl sitzend, krampfhaft zitternd, scheinbar ohne zu merken, dass mehrere Krankenpfleger fast gewaltsam versuchen, seine gefrorenen Gelenke wieder zu mobilisieren; Soldat Preston, 19 Jahre alt, der taubstumm geworden war und nur auf das Wort »Bombe« reagierte, das ihn panisch in Deckung gehen ließ; Soldat Smith, der im August 1917 während einer Offensive lebendig begraben worden war und jetzt steif, wie auf Holzbeinen, durch die Korridore stakste und sein Gesicht zwanghaft immer wieder rieb, als wolle er immer noch den Schlamm und den Schleim der verwesenden Leichen um ihn herum abwischen; Gefreiter Peters, die Wirbelsäule gebogen, seine Beine zu stark zitternd, um gehen zu können – allesamt gebrochene Menschen.

In einem Brief an seine Frau Margaret beschrieb der englische Maler Paul Nash, damals in der Nähe von Ypern stationiert, was er erlebt hatte:

Kein Stift und keine Zeichnung kann dieses Land darstellen [...] Sonnenuntergang und Sonnenaufgang sind blasphemisch, sie verhöhn



Die Augen permanent vom Schreck geweitet: Private Enfield, ein englischer Shell-Shock-Patient im Netley Hospital

die Menschen, nur der schwarze Regen aus den blutunterlaufenen, geschwollenen Wolken, die ganze, bittere Nacht lang, ist eine angemessene Atmosphäre für so ein Land. Der Regen treibt weiter, der stinkende Schlamm nimmt ein böseres Gelb an, die Bombentrichter füllen sich mit grünlich-weißem Wasser, die Straßen und Fahrspuren sind zentimetertief mit Schleim bedeckt, die schwarzen, sterbenden Bäume nassen und schwitzen und die Geschosse hören niemals auf [...] Es ist unaussprechlich, gottlos, hoffnungslos.<sup>2</sup>

Soldaten auf Heimaturlaub von dieser monströsen Wirklichkeit waren oft eher frustriert als erleichtert. Nachdem sie das ständige, immer sinnlosere Schlachten durchlebt hatten, nachdem sie neben Leichen geschlafen und gesehen hatten, wie Freunde und Kameraden von Bomben zerrissen wurden, nachdem sie allen Respekt vor alten Weisheiten und ihren Vorgesetzten verloren hatten, nachdem sie der Gerechtigkeit ihrer Sache gegenüber skeptisch geworden waren, kamen sie an eine »Heimatfront«, die noch immer von patriotischer Rhetorik und den Taktiken von Stammtischstrategen beherrscht wurde und für die der Krieg eine Art Operette war.

Den Heimkehrern blieb oft nichts als Sprachlosigkeit, Verachtung den ignoranten Zivilisten gegenüber und Vereinsamung. Schon 1915 beschrieb ein Journalist im *Labour Leader*, einer sozialistischen Zeitung, einen Soldaten, der von der Front gekommen war: »Er begann zu lachen, ein seltsames Lachen. Er lachte weiter, und ich wusste warum, weil die Schrecken, die er durchgemacht hatte, sich mit der Erfahrung seines bisherigen Lebens so wenig decken wollten, dass es wie ein Witz erschien.«<sup>3</sup>

Die »schrillen Wahngesänge heulender Geschosse«, die der englische Dichter Wilfred Owen beschrieben hatte, gellten den zurückgekehrten



Soldaten auch noch nach ihrer endgültigen Entlassung aus der Armee in den Ohren. Owen selbst war Student und Pfarrassistent gewesen, als der Krieg ausgebrochen war, und war an der Westfront selbst zum Shell-Shock-Opfer geworden, als seine Stellung von einer Mörsergranate getroffen wurde. Der Leutnant Owen war in die Luft geschleudert worden und zwischen den zermalmtten Körpern seiner Kameraden gelandet. Nach diesem traumatischen Erlebnis hatte er für mehrere Tage zwischen den Fronten im Niemandsland festgesessen, eine Erfahrung, die er seiner Mutter im Januar 1917 in einem Brief so beschrieb:

Ich habe die siebte Hölle durchlitten.

Ich war nicht an der Front.

Ich war davor.

Ich hielt einen vorgerückten Posten, einen Unterstand mitten im Niemandsland [...]

Mein Unterstand beherbergte 25 Männer, eng zusammengepfercht. Wasser füllte ihn auf 1 oder 2 Fuß, es blieben ungefähr 4 Fuß Luft.

Die Deutschen wussten, dass wir dort waren und beschlossen, wir sollten nicht dort sein.

Diese fünfzig Stunden waren die Agonie meines glücklichen Lebens.<sup>4</sup>

Nachdem er als einer von wenigen Überlebenden von seinem Posten gerettet worden war, war Owen zusammengebrochen. Während seiner Genesung im Craiglockhart Hospital in Schottland begann er zu schreiben – verfolgt von den Schrecken, die er erlebt hatte, und inspiriert durch die Begegnung mit einem anderen Patienten, dem Dichter und Offizier Siegfried Sassoon. Aus den Erfahrungen, die sich in seine Erinnerung eingebrannt hatten, wurden karge, harte Verse.

Der aristokratisch wirkende, exotische, gutaussehende und selbstbewusste Sassoon war alles, wovon Owen, der aus bescheidenen Verhältnissen stammte, immer nur geträumt hatte. Er war wohlhabend und künstlerisch veranlagt, anglo-katholisch auf der mütterlichen Seite und väterlicherseits jüdisch aus Bagdad, in Marlborough und Cambridge erzogen und mit der unerschütterlichen Selbstsicherheit der britischen Oberklasse gesegnet. Er hatte sich am Tag der Kriegserklärung freiwillig gemeldet und an der Front durch besondere Tapferkeit hervorgetan, wofür er das Military Cross erhalten hatte. Dieser blaublütige Held war eben-



Kriegserfahrung: In der Schlacht der Maschinen gab es kein Heldentum mehr.  
Undatierte Aufnahme von der Westfront

falls als Patient im Craiglockhart Hospital gelandet – allerdings nicht, weil er verwundet worden war, sondern weil er seine Meinung gesagt hatte.

1917 hatte Sassoon, der von seinen Erfahrungen an der Front angewidert war, einen Protest gegen den Krieg publiziert. Mittels gesellschaftlicher Kontakte gelang es ihm sogar, den Text im Parlament verlesen zu lassen. Im Jahr zuvor war der Philosoph Bertrand Russell, ebenfalls Aristokrat und Enkel eines britischen Premierministers, unter dem *Defense of the Realm Act* wegen eines ähnlichen Protests von seinem Posten am Trinity College Cambridge entlassen worden. Russell hatte gehofft, Unterstützer für seine Sache zu finden, indem er eine Gefängnisstrafe auf sich nahm, wurde allerdings nur zu einer Geldbuße verurteilt.

Für Sassoon, einen aktiven Offizier, war der Einsatz ungleich viel höher. Er riskierte ein Kriegsgericht und potentiell sogar die Todesstrafe für seine Worte: »Ich habe das Leiden der Truppen gesehen und ertragen«, schrieb er, »und ich kann nicht länger dazu beitragen, dieses Leiden im Namen

von Zielen, die ich inzwischen als böse und ungerecht ansehe, zu verlängern [...] Im Namen derer, die jetzt leiden, protestiere ich dagegen, dass sie weiterhin getäuscht werden. Ich glaube auch, dass es helfen wird, die herzlose Selbstzufriedenheit zu zerstören, mit der eine Mehrheit derer, die zu Hause sind, die Verlängerung der Agonien sieht, die sie nicht teilen und die sie sich aus Phantasielosigkeit nicht vorstellen können.«<sup>5</sup>

Männer von niederem militärischen und sozialen Rang wurden für solche Äußerungen hart verurteilt, aber Sassoons Reputation als Offizier und Gentleman ersparte es ihm, wegen Hochverrat vors Kriegsgericht zu kommen. Anstatt den Richtern und dann vielleicht einem Exekutionskommando gegenüberzutreten, wurde er, gewissermaßen um abzukühlen, als »Neurastheniker« nach Craiglockhart Hospital eingeliefert, wo er den jungen Wilfred Owen traf.

### *Dulce et decorum est pro patria mori*

Owen war zutiefst beeindruckt von Sassoon und begann selbst, mit kritischem Auge über seine Zeit in den Schützengräben zu schreiben. In einem seiner berühmtesten Gedichte verbindet er die Angst vor einem Giftgasangriff mit den bitteren Gedanken seiner Kameraden, die überzeugt sind, dass sie für die verlogenen Ideale einer älteren Generation zur Schlachbank geführt worden sind:

Gas! Gas! Schnell Jungs! – Die Raserei von Fingern,  
 Die plumpen Masken grad noch aufzuzschnallen;  
 Nur einer schrie noch laut im Schlingern,  
 Wie einer, der in Feuer oder Kalk brennt, im Fallen.  
 Verschwommen durchs beschlagne Glas, Licht so grün und dick  
 Wie unter einem grünen Meer: so sah ich ihn ertrinkend.

In allen Träumen, vor meinem hilflosen Blick,  
 Wirft er sich nach mir, gurgelnd, erstickend, ertrinkend.

Wenn du nur einmal im würgenden Traum  
 Hinter dem Karren gingst, auf den wir ihn geworfen,  
 Die weißverdrehten Augen sähst, auf dem Gesicht den Schaum,  
 Sein hängendes Gesicht wie eines Teufels krank von Sündenschorfen,

Und hörtest du, wie ihm das Blut bei jedem Stoß  
 Gurgelnd aus schaumverstopften Lungen quillt,  
 Obszön wie Krebs und bitter wie ein fetter Kloß  
 Aus Rotz, wie Schwären auf reinen Zungen, die nichts mehr stillt:  
 Danach wär, meine Freundin, der Krieg auch für dich kein Fest:  
 Du würdest Kindern, die auf Abenteuer brennen, die alte Story,  
 Die Lüge nicht mehr erzählen: Dulce et decorum est  
 Pro patria mori.<sup>6</sup>

»Süß und angemessen ist es, fürs Vaterland zu sterben« – diese von Horaz stammende Zeile prangte an der Wand der Kapelle der königlichen Militärakademie Sandhurst und war von Generationen von Offizieren und Schuljungen auswendig gelernt worden. Für Owen und andere Veteranen war dieser Satz eine zynische Lüge, und Owens Gedicht wurde später immer wieder als dessen Widerlegung zitiert. Er selbst sollte diesen plötzlichen Ruhm, den er dem Gas und dem Sterben abgetrotzt hatte, nicht mehr miterleben. Nachdem er sich nach seinem Aufenthalt im Craiglockhart Hospital aus reinem Pflichtbewusstsein seinen Männern gegenüber wieder freiwillig gemeldet hatte, fiel er am 4. November 1918, eine Woche vor dem Waffenstillstand, an der Westfront.

Owens Tod im Alter von nur 25 Jahren wurde zum Symbol für das Schicksal einer ganzen Generation, der »verlorenen Generation«, wie sie bald genannt wurde, auch wenn das eher eine romantische Legende als eine historische Wahrheit war. Die »alten Männer«, denen vorgeworfen wurde, die junge Generation um ihr Leben und ihren hart erkämpften Sieg betrogen zu haben, waren die Generäle, die Politiker und die Mächtigen, die in wütenden Gedichten und Artikeln als inkompetente Relikte des viktorianischen Zeitalters dargestellt wurden. Sie hatten Schuljungen in den Tod geschickt, indem sie ihnen weismachten, dies sei ein »großes Spiel«, ein »lustiger Krieg«, den sie eigentlich schon gewonnen hatten, als sie auf den Sportfeldern ihrer exklusiven Internate spielten. Die »Blüte der Jugend« war in Flandern von einer alten Generation geopfert worden, »Löwen, die von Eseln geführt werden«, wie General Erich Ludendorff einmal gesagt hatte.

Nach dem Krieg, so wird bis heute behauptet, fehlten diese Besten ihrer Generation, um das Werk des Empire, der Industrie, der Künste und Wissenschaften weiterzuführen. Es war ein »peinliches Spektakel, Männer von kleinen Fähigkeiten mit großer Verantwortung ringen zu sehen«,



Wilfred Owen in Uniform.  
Die englischen War Poets schrieben  
über einen schmutzigen Krieg

schrieb Reginald Pound, selbst ein Freiwilliger des Jahres 1914, ein halbes Jahrhundert später. Nur die »starke, kultivierte Intelligenz« der verlorenen Generation hätte dafür sorgen können, dass »Zweitklassiges zu Erstklassigem geworden wäre, und die Degeneration der moralischen Entrüstung in unheldenhafte Toleranz«<sup>7</sup> aufhalten können.

Die vielleicht berühmteste literarische Darstellung dieser Degeneration war Vera Brittain's autobiographischer Roman *Testament of Youth*, der 1933 veröffentlicht wurde und in dem die Autorin die Auswirkungen des Krieges auf ihr eigenes Leben und das der Menschen, die ihr nahe waren, schilderte. Seit 1915 hatte Brittain selbst als Krankenschwester des Voluntary Aid Detachment hinter der Front gearbeitet. 1919 kehrte sie zurück. Ihr Verlobter, ihr einziger Bruder und viele ihrer Freunde waren tot.

Brittain hatte dieses Buch, das sie berühmt machen sollte, auch geschrieben, um dem Eindruck entgegenzuwirken, dass nur Männer im Krieg gelitten hatten. »Haben nicht auch die Frauen ihren Krieg gehabt?«, fragte sie sich und machte sich daran, diese Frage künstlerisch zu beantworten. Die weibliche Perspektive sei nicht nur im Krieg, sondern auch während der Siegesfeierlichkeiten eine andere gewesen, schrieb sie: »Ich entfernte mich von den anderen und ging langsam Whitehall hinauf, als mein Herz von einem plötzlichen, kalten Entsetzen gepackt wurde. Dies war schon jetzt eine andere Welt als die, die ich über vier lebenslange Jahre gekannt hatte, eine Welt in der Menschen unbeschwert und vergesslich sein würden [...] Und an dieser grell beleuchteten, fremden Welt würde ich keinen Anteil haben.«<sup>8</sup>

## *Todeszonen*

Brittains Gefühl der Entfremdung wurde von vielen Kriegsheimkehrern geteilt, besonders von denen, die an der Westfront gedient hatten. Auch wenn das »Augusterlebnis« teilweise eine Erfindung der Nachkriegspropaganda war, so waren doch viele junge Männer mit freudiger Erwartung in den Krieg gezogen. In Europa und Amerika waren besonders Jungen mit patriotischen Parolen und Tugenden wie Mut, Kraft und Aufopferung erzogen worden, Botschaften, die in paramilitärischen Institutionen wie dem Officers' Corps und den Boy Scouts in Großbritannien und dem Commonwealth oder durch den kollektiven Drill auf preußischen und französischen Schulhöfen noch verstärkt wurden. Zusätzlich hatten auch Testosteron und jugendlicher Optimismus ihren Beitrag geleistet.

Tatsächlich war 1914 keine besonders einfache Zeit gewesen, um ein Mann zu sein. Die traditionelle Männlichkeit und etablierte soziale Hierarchien waren durch Industrialisierung und Verstädterung unterminiert worden. Die meisten Jobs in einer Fabrik konnten auch von Frauen verrichtet werden, das Leben in der Großstadt machte es für Arbeiterfamilien notwendig, dass auch die Frauen arbeiten gingen, und das wiederum bedeutete, dass Paare sich entschlossen, weniger Kinder zu bekommen. Neue Arbeitsplätze und Berufe ließen sich nur schwer mit überkommenen Rollenmustern und traditioneller Männlichkeit vereinbaren. Eingeschlossen in anonymen Büros und hinter ihren Schreibmaschinen verschanzt, blass aufgrund des fehlenden Sonnenlichts und nervös durch den ständigen Lärm der Maschinen um sie herum, hatten moderne Büroarbeiter nur wenig mit dem maskulinen Ideal des Kriegers und Beschützers gemein, das sie in der Schule bewundern gelernt hatten. Die feministische Autorin Rosa Mayreder hatte Büros gar als »Särge der Männlichkeit« bezeichnet.

Der Feminismus der Vorkriegsjahre hatte viel dazu beigetragen, das traditionelle Männerbild zu erschüttern. Frauen verlangten das Wahlrecht, den Zugang zu allen Berufen, Plätze an Schulen und Universitäten und sie spielten eine immer stärkere Rolle in Bereichen, die traditionell Männern vorbehalten waren. Eine Flut männlicher Selbstbestätigung war die Reaktion auf diese bohrende Hinterfragung gewesen. Wissenschaftler versuchten vergeblich, die körperliche und intellektuelle Unterlegenheit von Frauen zu beweisen, während männliche Rituale wie Duelle (in Deutschland und Österreich auch in schlagenden Verbindungen) eine neue Blüte

erlebten. Schon vor dem Krieg waren Hunderttausende von Männern an »Neurasthenie« erkrankt, einer Erschöpfungsdepression ähnlich unserem heutigen »Burnout«, und in Sanatorien behandelt worden.

So hatten viele Männer den Krieg auch als eine Möglichkeit begrüßt, ihre eigene, in Frage gestellte Männlichkeit mit dem Säbel in der Hand zurückzuerobern und sich in Feuerstürmen in neue, stärkere Helden zu verwandeln, gereinigt von der Schwächlichkeit und den Kompromissen der urbanen Moderne. Ihre Hoffnungen waren grausam enttäuscht worden, denn sie begriffen bald, dass sie im falschen Krieg kämpften.

Tatsächlich war es gerade auch das Fehlen des wirklichen Kampfes, das zum Kriegstrauma beitrug. Frühere Kriege wurden durch Schlachten entschieden, in denen Armeen gegeneinander marschierten und kluge Strategien mit Infanterie, Kavallerie und Artillerie die Soldaten im Nahkampf zu Sieg oder Niederlage führten. Vor nur einer Generation, im preußisch-französischen Krieg von 1870, waren neun von zehn gefallenen Soldaten an Wunden gestorben, die sie sich mit aufgepflanztem Bajonett zugezogen hatten, während sie dem Feind ins Auge blicken konnten.

An der Westfront hatte sich das plötzlich und radikal geändert. Der technologische Fortschritt brachte es mit sich, dass Artilleriegeschütze ihre Geschosse, von denen einige mehr als hundert Kilo wogen, über viele Kilometer zielgenau feuern konnten und so Tod und Verstümmelung in Form von Bomben, Schrapnellen und Gas anonym und gesichtslos in die Schützengräben trugen. Für die Soldaten wurde jede Minute ein zermürbend monotones Warten auf den ferngesteuerten Tod. Auf deutscher Seite, in Schützengräben, die immer wieder den Neid der Soldaten auf der anderen Seite hervorriefen, starben zwei Drittel aller Soldaten durch Bombardierung und nicht bei Angriffen. Bei den britischen und französischen Einheiten waren es sogar drei Viertel.

Im Gegensatz dazu starben nur ein Prozent der Soldaten im Nahkampf mit Handfeuerwaffen und Bajonetten, denn die meisten von denen, die an Angriffen teilnahmen, wurden von Maschinengewehren niedergemäht, bevor sie die feindlichen Schützengräben erreichten, oder verreckten elend im Stacheldraht des Niemandslands. In manchen Fällen fielen bis zu 80 Prozent der Angreifer auf diese Weise. Die meisten Soldaten starben, ohne je einen Feind auch nur gesehen zu haben. Sie waren wenig mehr als lebende Zielscheiben, die von Erkundungsflugzeugen identifiziert und dann aus der Ferne vernichtet wurden. Für viele Soldaten war gerade diese Erfahrung verheerend.

Der schreckliche Blutzoll dezimierte nicht nur Kompanien und Bataillone, sondern auch Familien auf der ganzen Welt. Am 1. Juli 1916, dem ersten Tag der Schlacht an der Somme, verlor die britische Seite allein 58 000 Männer (19 000 fielen), etwa zwanzig Prozent ihrer Gesamtstärke. Von den 801 Männern des Neufundland-Regiments konnten beim Appell am Abend nur 68 antworten. Alle Offiziere waren verwundet oder tot.<sup>9</sup>

Binnen sechs Wochen verloren ANZAC-Truppen aus Australien und Neuseeland in dieser Schlacht 31 000 Mann, was für die winzige Dominion Neuseeland bedeutete, dass fast ein Prozent der Gesamtbevölkerung in Flandern den Tod fand. An einem einzigen Tag verlor die britische Armee wesentlich mehr Männer als im Krimkrieg und dem Burenkrieg zusammen. Die Schlacht kostete auch den ersten amerikanischen Soldaten im Ersten Weltkrieg das Leben: Am 31. August wurde Private Harry Butters aus San Francisco gemeinsam mit allen anderen Männern der Royal Artillery Battery durch massiven Beschuss getötet.

Junge Männer, die auf dem Schlachtfeld ihre Männlichkeit hatten finden wollen, waren dort auf eine noch extremere gesichtslose Moderne gestoßen, in der nichts mehr war, wie es sein sollte. »Der Kubismus beginnt in den Schützengräben«, sinnierte der französische Maler Fernand Léger in einem Brief von der Front, in dem er schilderte, wie er um sich herum verstreute Gliedmaßen in den Bäumen hängen oder in Bombentrichtern vermodern sah. Ein Foto von damals zeigt ein halbes Pferd, das hoch über dem Erdboden in den gebrochenen Ästen eines Baumes hing.

Die Soldaten auf beiden Seiten erfuhren diese mechanische Apokalypse als einen tiefen Verrat an ihrem Mut und ihrem Opferwillen. Ihr Einsatz, ihr Mut, war nichts im Vergleich zu dem industrialisierten Schlachten im Schlamm, in dem ihre Körper zum Rohstoff des Todes wurden, fast nicht zu unterscheiden von dem allgegenwärtigen graubraunen Dreck, der von Granaten und Bomben so oft aufgerührt und beschossen worden war, dass er sich in Schleim verwandelt hatte, der nach Verwesung und Exkrementen roch und Stiefel und sogar ganze Körper wie ein gärender Sumpf einfach verschluckte. In den Schützengräben starben Helden neben Feiglingen und Patrioten neben Zynikern – ohne jede Logik und ohne jeden Sinn.

Gerettet aus diesem Inferno, aber immer noch hilflos zuckend, wurden die stummen und ausgemergelten Körper der Kriegszitterer zu wortlosen Anklagen gegen einen Krieg, in dem Maschinen den Menschen endgültig überwältigt hatten.



### *Eine verlorene Generation?*

Das Sterben im Weltkrieg war anonym, aber nicht unterschiedslos. In Großbritannien hatten gerade junge Männer aus den oberen Gesellschaftsschichten an der Front eine sehr geringe Lebenserwartung. Ein Fünftel aller Absolventen des Eliteinternats Eton, die sich freiwillig gemeldet hatten, kam nicht von dort zurück, während der nationale Durchschnitt bei etwa einem Achtel der Rekruten lag. So ist es möglich, die verlorene Generation relativ genau zu beziffern. Von den 26 529 freiwilligen Studenten aus Oxford und Cambridge wurden 4933 im Krieg getötet, also wiederum ungefähr ein Fünftel. Dieser Blutzoll war nicht nur wesentlich höher als der nationale Durchschnitt, er übertraf auch die Verluste unter Absolventen aller anderen britischen Universitäten zusammen (4920). Insofern kann man davon ausgehen, dass die legendäre verlorene Generation aus ungefähr 10 000 jungen Mitgliedern der oberen Gesellschaftsklassen bestand, die im Krieg gefallen waren.

Natürlich machten Artilleriegeschosse und Giftgas keine sozialen Unterschiede, aber das britische Klassensystem erwies sich für die jungen Mitglieder der sozialen Elite tatsächlich als tödlicher Feind. Absolventen einer guten Universität oder einer bekannten Privatschule und Mitglieder der führenden Familien wurden üblicherweise sofort Offiziere und damit fast ohne Ausbildung direkt an die Front geschickt, um dort das Kommando zu übernehmen. Aber auch wenn die Verluste in dieser Schicht bei etwa 20 Prozent und damit wesentlich höher lagen als sonst, so bedeutet das doch auch, dass achtzig Prozent der jungen Männer von der Front zurückkehrten und ihr Leben wieder aufnahmen, und es ist gleichfalls wichtig, daran zu erinnern, dass 96 Prozent der Infanteriesoldaten, die an der Westfront fielen, keine Offiziere und keine Absolventen renommierter Universitäten waren.

Trotzdem erzählen diese Zahlen nur die halbe Geschichte. Bis zum Beginn des Krieges hatte Großbritannien eine professionelle Armee gehabt, in der traditionell die jüngeren Söhne der wohlhabenden und aristokratischen Familien Karriere machen konnten, während junge Männer aus der Arbeiterklasse sich als einfache Soldaten verdingten. Die Trennung der sozialen Klassen wurde strikt aufrechterhalten, so dass auch die Folgen von blutigen Konflikten wie dem Krimkrieg vor der allgemeinen Bevölkerung mehr oder weniger geheim gehalten werden konnten, nicht nur wegen der erheblichen Entfernungen, sondern auch durch unsichtbare Bar-

rieren in der Heimat. Söhne der Mittelschicht hatten an Großbritanniens Kriegen relativ selten teilgenommen.

Nach den dramatischen Verlusten der ersten Kriegsjahre jedoch wurde 1916 in Großbritannien die Wehrpflicht eingeführt, was die Situation völlig veränderte. Fast von einem Tag auf den anderen betraf der Krieg nun junge Männer aus allen Gesellschaftsschichten und deren Familien, und zusätzlich zu den Gefallenen, deren Namen an Kriegerdenkmalen eingemeißelt wurden, kamen allein in Großbritannien 1,7 Millionen Männer mit amputierten Gliedmaßen oder entstellten Gesichtern zurück, während andere noch immer unter den Symptomen des Shell Shock litten. Diese Opfer betrafen plötzlich nicht bloß die höchsten und niedrigsten Klassen der Gesellschaft, sondern wurden von allen Familien beklagt. Für die britische Gesellschaft war das ein fürchterlicher Schock.

Noch heute spricht man in Großbritannien von der verlorenen Generation – eine historische Größe, die oft postuliert und nur selten hinterfragt wird. Tatsächlich aber handelt es sich weitgehend um einen Mythos. Nach Angaben der Armee waren am Ende des Krieges 673 375 britische Soldaten tot oder vermisst (diese Zahl erhöht sich auf knapp eine Million, wenn Truppen aus dem Commonwealth mitgezählt werden), und die britischen Verluste waren zwar schrecklich, aber wesentlich weniger gravierend als die anderer Länder. So hatten zwei Millionen Deutsche ihr Leben verloren, 1,1 Millionen aus Österreich-Ungarn, 1,8 Millionen Russen und 600 000 Italiener – Zahlen, die übrigens auch das schreckliche Leiden jenseits der Westfront belegen. Der Bruder der Schriftstellerin Vera Brittain zum Beispiel fiel bei Asiago nördlich von Venedig.

Auch proportional gesehen waren die britischen Verluste weniger einschneidend als die anderer Nationen. Serbien, Russland und das ehemalige Osmanische Reich hatten die höchsten Verluste unter der Zivilbevölkerung zu beklagen (allein das monumentale Verbrechen an der armenischen Bevölkerung kostete mehr als eine Million Zivilisten das Leben), während Frankreich unter den westlichen Nationen die am schlimmsten betroffene war. 1,4 Millionen Soldaten und Zivilisten, d. h. 3,5 Prozent der gesamten französischen Bevölkerung und siebzehn Prozent aller Soldaten hatten ihr Leben verloren. Die britischen Zahlen lagen im Vergleich dazu bei 1,6 Prozent und zwölf Prozent. Tatsächlich war die sogenannte verlorene Generation sogar noch zahlreicher als die vorangegangenen Generationen, denn viele junge Männer, die sonst nach Australien, Neuseeland, Kanada oder in die USA emigriert wären, zogen es vor, zu Hause zu bleiben.

Mythen aber kümmern sich nicht um Zahlen. Der britische Mythos der verlorenen Generation idealisierte besonders die »Blüte der Jugend«, gebildete und kultivierte junge Männer aus gutem Hause, von denen behauptet wurde, sie hätten mehr als andere Opfer gebracht. Zumindest teilweise stimmt das mit den Fakten überein, denn wie auch in Deutschland, Österreich oder Frankreich meldeten sich Söhne aus solchen Familien schon zu Kriegsbeginn mit hoher Wahrscheinlichkeit freiwillig, teils, weil das dem Ethos ihrer Erziehung entsprach, und auch, weil sie ganz einfach nicht so unabhkömmlich waren wie junge Männer aus der Arbeiterklasse, die bereits einen Job hatten und auf deren Einkommen eine Familie angewiesen war, die also nicht einfach ihre Werkzeuge fallen lassen und in den Krieg ziehen konnten.

### *Traumatisiert*

Die Begriffe »Lost Generation« und »Shell Shock« sind zu festen Bestandteilen der britischen Erinnerung geworden, wohl auch, weil sie in gewisser Weise das Gefühl des Verrats und des unbegreiflichen Schreckens umschreiben, das sich nach 1918 in ganz Europa manifestierte. Ein ganzer Kontinent litt unter Shell Shock, und die physischen Symptome der Opfer wurden in einer großen Inversion zu einer Art Metapher für das kollektive Trauma.

Tatsächlich wurde Shell Shock – oder was wir heute Posttraumatische Belastungsstörung nennen würden – nicht nur in Großbritannien beobachtet. In Deutschland und Österreich nannte man diese Patienten wie schon erwähnt Kriegszitterer, in Frankreich *névrosés de la guerre*. Besonders an der Westfront und an den felsigen Abhängen der Dolomiten, wo jeder Meter erbittert umkämpft war und der Krieg sich als ein Inferno aus befestigten Stellungen, Schützengraben und intensivem Artilleriebeschuss darstellte, waren Psyche und Körper der Soldaten, die dieser Hölle ausgesetzt gewesen waren, unter der dauernden Beanspruchung schlicht zusammengebrochen. Einige der Patienten litten unter symbolischen Symptomen: Ein junger australischer Scharfschütze erblindete auf dem rechten Auge, andere konnten den Zeigefinger, den sie zum Abdrücken benutzt hatten, nicht mehr beugen, als ob ihre Körper beschlossen hätten, nicht mehr gegen ihr eigenes Gewissen zu funktionieren. Die meisten von ihnen berichteten über fürchterliche, niederschmetternde

Träume, die sie Nacht für Nacht heimsuchten, so dass sie panische Angst vor dem Einschlafen bekamen.

1919 veröffentlichte der amerikanische Psychiater Elmer Ernest Southard eine Sammlung von Fallstudien zu Kriegszitterern und anderen Verletzungen, die tiefe Wunden in der Psyche der Patienten hinterlassen hatten. Sein Werk war nicht nur deshalb außergewöhnlich, weil es das neue Phänomen des Shell Shock in seiner ganzen Ernsthaftigkeit und in der Breite seiner Symptome darstellte, sondern auch, weil es von Anfang an international konzipiert war. In nüchterner Medizinersprache gehalten, war es ein Katalog von psychischen und physischen Äußerungen des Kriegstraumas, die zusammen mit den Namen der behandelnden Ärzte aufgelistet waren:

*Fall 81 (Juquelier und Quellien, Mai 1917) [französisch]*

Soldat, ein Geschoss war neben ihm explodiert, beobachtet im Krankenhaus: »Er stand plötzlich auf, machte ein paar Schritte, es schien, als ob er ängstlich lauschte, als ob er vorsichtig sein musste. Er sah auf, schaute nach etwas, dessen Geräusch näherkam, wollte seinen Kopf senken, machte eine kleine, plötzliche Bewegung und sagte ›Poum!‹, als wollte er das Geräusch einer Explosion nachmachen. Er machte einige weitere Schritte, dieselben Bewegungen wurden wiederholt, dasselbe ›Poum!‹ geäußert. Das dauerte etwa eine Viertelstunde, während derer der Patient sich seiner Umwelt nicht bewusst war.

Äpfel im Niemandsland

*Fall 165 (Weygandt, 1915) [deutsch]*

Ein Soldat kletterte im November 1914 plötzlich aus dem Schützengraben und begann von einem Apfelbaum mitten in der Schusslinie Äpfel zu pflücken. Eigentlich wollte er einen Beutel Äpfel für seine Kameraden ernten, dann aber begann er, die französischen Schützengräben mit Äpfeln zu bewerfen. Er wurde zurückgerufen und wegen seines seltsamen Verhaltens ins Krankenhaus eingeliefert. Er sprach wie unter großem Druck und litt unter Ruhelosigkeit; er kletterte auf die Pfosten seines Schlafraums und verkündete laut, er wolle zurück in den Schützengraben, er wolle nicht lebendig nach Deutschland zurückkehren, er wolle nicht länger als bis morgen leben, er habe sich versündigt, er habe einen Schandfleck auf dem Herzen.

*Fall 475 (Purser, Oktober 1917) [britisch]*

Ein Engländer, 21, in einem Infanterieregiment, im Mai 1915 ins Dublin University V.A.D. Hospital eingeliefert, stumm, visuell und auditiv beeinträchtigt, erweiterte Pupillen, Tremor, Ruhelosigkeit, Schwäche, gibt den Anschein von visuellen Halluzinationen. Obwohl verdächtig wurde er doch für die ersten Tage freundlich behandelt, erlangte sein Gehör zurück und schrieb einige Dinge auf, an die er sich von zu Hause und vom Krieg erinnerte, manchmal unter viel Zittern und Schwitzen. Er schrieb auf: »Irrenhaus; nicht einsperren; ich bin nicht verrückt.«<sup>10</sup>

Soldaten mit Shell Shock wurden in den verschiedenen Ländern unterschiedlich behandelt, je nach der Bereitschaft des jeweiligen medizinischen Establishments, die Eigenart dieses Syndroms zu verstehen und es mit innovativen Methoden zu behandeln. Als ein ironisches Nebenprodukt des industriellen Schlachtens führte die Flut der an Leib und Psyche verletzten Soldaten so auch zu großen Fortschritten in der kosmetischen Chirurgie, bei der Produktion anatomisch korrekter und funktionaler Prothesen und bei der Behandlung von seelischem Trauma.

Dieses Trauma war allgegenwärtig und kollektiv. Nach 1918, nachdem sie ertragen hatten, was niemand ertragen kann, und gesehen hatten, was niemand sehen darf, erlebten viele der heimkehrenden Soldaten ihre Rückkunft als eine schmerzhaft, verwirrende und entmutigende Erfahrung. Jeder von ihnen trug ein Trauma in sich, und in der ohrenbetäubenden Stille, mit der die persönlichen Tragödien in den ersten Jahren nach dem Krieg belegt wurden, fühlten sie sich verlassen in einer friedlosen Gegenwart, deren Fundamente tief erschüttert waren.

Der Krieg öffnete einen tiefen Graben zwischen Veteranen und Zivilisten, rechts und links, jung und alt, zwischen denen, die eine neue Gesellschaft wollten, und denen, die der alten Ordnung nachtrauerten. Alle Gesellschaften waren nicht nur wirtschaftlich ärmer geworden, sondern hatten auch an Zusammenhalt verloren, waren weniger hoffnungsvoll und weniger stabil. Gegen Ende des Krieges, im August 1918, als die Situation am kritischsten geworden war, überzog eine Grippeepidemie die Welt. Diese »Spanische Grippe« kostete nach konservativen Schätzungen weltweit fünfzig Millionen Menschen, etwa drei Prozent der Weltbevölkerung, das Leben, auch wenn die Todesziffer in den dichtbesiedelten Teilen Europas und der USA wesentlich höher war. Allein Frankreich

hatte 400 000 Opfer zu beklagen, ironischerweise in derselben Altersgruppe, in die der Krieg schon klaffende Lücken gerissen hatte, denn die starke Immunreaktion junger und gesunder Menschen bedeutete, dass mehr von ihnen an der Grippe starben. Mächtige Nationen sahen sich in einen dauerhaften Notstand gestürzt. Die demographische Krise ging Hand in Hand mit der wirtschaftlichen Krise – beide drohten, eine politische und kulturelle Katastrophe zu verursachen.

### *Ein brandneues Wörterbuch*

Wenn diese labile Situation ein Wegbereiter für Neues war, so entstand dieses Neue aus einem Mangel an Verständnis für das, was geschehen war, aus einem Schockgefühl heraus. Was früher einmal vertraut gewesen war, war fremd geworden. Die britische medizinische Fachzeitschrift *The Lancet* kommentierte die Situation so: »Einige Männer blind, einige Männer stumm, einige verrückt, und sie sind alle MÄNNER, mit einer neuerworbenen Bedeutung dieses Wortes; denn es gibt jetzt eine neue Bedeutung in vielen alten Wörtern. Wir bräuchten ein brandneues Wörterbuch [...].«<sup>11</sup> Aber so ein Wörterbuch gab es nicht, niemand kannte die Zauberformel, die Geheimnisse einer fremd gewordenen Welt zu erschließen.

Der ganze Kontinent teilte den stummen, verständnislosen Schrecken und starrte in die Welt des sogenannten Friedens mit den angstgeweiteten Augen der Kriegszitterer, die von ihren Erlebnissen überwältigt waren. Millionen von heimkehrenden Soldaten mussten feststellen, dass es nicht möglich war mitzuteilen, was sie erlebt hatten, zu verstehen, was geschehen war und warum. Sie wussten lediglich, dass sie betrogen worden waren, dass sie unter falschen Versprechungen in Todesgefahr gewesen waren, dass der enorme Optimismus, der der aggressiven, schwindelerregend energiegeladenen Welt von vor 1914, unwiederbringlich verloren war.

Dieses allgemeine Gefühl der Entwurzelung und des Betrogenseins wurde von Siegern und Besiegten gleichermaßen beschrieben, und schon die bloßen Zahlen sprechen für sich. Allein Deutschland musste sechs Millionen heimkehrende Soldaten und 2,7 Millionen Kriegsversehrte wieder in die Gesellschaft und den Arbeitsmarkt integrieren. Diese Männer hatten nicht nur körperliche Wunden davongetragen, aber kaum jemand sprach jemals darüber, und Kindern wurde es verboten, danach zu fragen.

In Frankreich äußerte sich das Gefühl des Verlusts und des Verrats besonders stark. Das Land hatte stärker gelitten und geblutet als jedes andere in Westeuropa. Mehr als zehn Prozent der Bevölkerung waren dem Krieg zum Opfer gefallen, und die Zivilbevölkerung hatte gehungert und besonders stark unter der Grippeepidemie gelitten. Die Industrieproduktion war eingebrochen, es gab zu wenige Arbeiter. Im Nordwesten des Landes, wo die schlimmsten Abschnitte der Westfront verlaufen waren, waren Tausende von Dörfern in Schutt und Asche gelegt worden, Zehntausende von Geschäften verschwunden, Millionen Kühe, Schafe, Schweine und Pferde geschlachtet worden oder verendet, Tausende Hektar Ackerland unbrauchbar und chemisch verseucht. Frankreich war hochverschuldet, und innerhalb des ersten Jahres nach dem Krieg verlor der Franc die Hälfte seines Wertes.

Diese schwierige wirtschaftliche Situation war auch die Bühne für einen schweren Generationskonflikt, der sich nach 1918 rasch anbahnte. Nicht nur für die Heimkehrer war die Umstellung schwer, auch für die, die zu Hause geblieben waren, war der Beginn der Friedenszeit bitter und desillusionierend. Eine ganze Generation junger Männer war mit der patriotischen Rhetorik der Kriegszeit aufgewachsen und auf einen Heldentod auf dem Felde der Ehre vorbereitet worden. Nun mussten diese jungen Männer und Frauen plötzlich erkennen, dass solche Gefühle nicht mehr gefragt waren, dass stattdessen von ihnen erwartet wurde, als nüchterne, gesetzte Bürger am Wiederaufbau ihres Landes mitzuarbeiten, eines Landes, das ärmer, weniger selbstsicher und weniger einflussreich in der Welt geworden war. »Aufgewachsen in einem verlorenen Europa aus Blut und Hass, umgeben von verrückten und verängstigten Männern, was für eine Orientierung, was für eine Unterstützung kann unsere Jugend finden?«, fragte einer von ihnen, Marcel Arland.<sup>12</sup>